

# Ein Wiederfinden auf fremder Erde : eine Erzählung aus der Zeit der Internirung der französischen Ostarmee

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **153 (1874)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373591>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Wiederfinden auf fremder Erde.

Eine Erzählung aus der Zeit der Internirung der französischen Ostarmee.

Die Armee des Generals Bourbaki, in zahlreichen Gefechten bei Montbéliard, Belfort und andern Orten geschlagen, von Hunger und Kälte beinahe aufgerieben und vom Feind in die beschneiten Berge des Jura gedrängt, war gezwungen, über die Grenze der Schweiz zu flüchten. In einem kleinen Hause bei Verrieres wurde die vom schweizerischen General Herzog entworfene Konvention, welche der französischen Ostarmee den Eintritt in die Schweiz gestattete, von General Clinchant, dem Stellvertreter Bourbakis, unterzeichnet. In regelloser, wilder Flucht ergoß sich nach kaum abgeschlossener Uebereinkunft am ersten Februar 1871 in der Frühe die Armee über die Schweizergrenze, wo sie entwaffnet und nach allen Theilen des Landes internirt wurde. Der Anblick dieser aller Ordnung, allen Zusammenhangs, jeden Gehorsams baren, geschlagenen, verhungerten, durch und durch korrumpirten Armee war ein entsetzlicher und kein Mensch konnte diese bis auf den freien Boden der Schweiz vom Elend verfolgten Soldaten ohne Rührung und Mitleid ansehen. Die Theilnahme war aber auch eine allgemeine und großartige und es wird in der Geschichte der Menschheit immer dasjenige eines der schönsten Blätter bleiben, welches die Aufnahme der Franzosen von Seite der schweizerischen Bevölkerung schildert.

Mögen jene Fünfundachtzigtausend, mag Frankreich sich jederzeit daran erinnern, was die Schweiz damals für seine verhungerte Ostarmee gethan hat!

In dem blutigen Kampf vom 29. Januar 1871, in welchem die Armee Bourbakis bei Lombacourt und Chaffois den Deutschen den letzten verzweifelten Widerstand leistete, traf einen Sergeanten der Franktireurs in dem Augenblick eine feindliche Kugel, als er mit einer Handvoll Braver sich dem feigen Ausreißen der Moblots, das für den Ausgang des Kampfes so verhängnißvoll wurde, entgegenstellte.

Der Sergeant sank in den Schnee und wurde sammt seinen Getreuen von den in wilder Flucht ausreißenden Moblots niedergetreten, die Schlacht war für die Franzosen verloren und die ganze

Armee flüchtete nach Pontarlier, der Schweizergrenze entgegen.

Die Sonne des 29. Januars war untergegangen, blutigroth, als hätte sie all das viele Blut der armen Krieger getrunken, die an diesem Tage gefallen waren und deren warmes Herzblut den Schnee röthete. Die Nacht sank hernieder, sternklar und kalt. Graufige Stille herrschte jetzt auf dem Schlachtfeld, wo wenige Stunden zuvor der heftigste Kampf getobt hatte, . . . . . die Stille des Todes. Im weiten Umkreis um Lombacourt loderten die Wachtfeuer der Deutschen, während auf dem Schlachtfeld nächtliches Dunkel herrschte und die Finsterniß, im Gegensatz zu jenem Feuerglanz, um so grauenvoller wurde.

Da erhob sich aus einem Haufen Leichen ein Krieger auf seine Knie. Vorsichtig spähte er umher, als er aber auf dem weiten Plan weder eine menschliche Stimme hören, noch irgend ein Licht sehen konnte, erhob er sich vollends. Rings um den Platz, wo er gelegen, war der Schnee mit Leichen förmlich bedeckt. Er langte ein Schächtelchen Streichhölzer aus der Tasche, zündete einige derselben an und leuchtete mit diesem unzureichendem Licht vielen von seiner Gesellschaft ins Gesicht.

„Alles todt! Alles hin! Morbleu!“ murmelte er halblaut bei dieser schaurigen Inspektion. Dann raffte er ein weggeworfenes Gewehr auf, benutzte dieses als Stock und hinkte damit langsam weg, . . . . in der Richtung gegen Pontarlier.

Er ging die ganze Nacht. Nirgends traf er ein bewohntes Haus oder einen lebenden Menschen. Weggeworfene Waffen, umgestürzte Geschütze, verendete Pferde bezeichneten ihm aber genugsam den Weg, den er zu nehmen hatte, um wieder zu seinem Korps zu kommen. Manchmal sank er vor Ermattung in den Schnee, aber die Liebe zum Leben trieb ihn immer wieder weiter. Der Hunger nagte unbarmherzig in seinem Magen, denn seit zwei Tagen hatte er nichts anderes zu essen bekommen, als ein Stück harten Zwieback. Mit der Nacht hatte die Kälte zugenommen und es blies ein schneidend kalter Nordwind über den Schnee dahin, der die Glieder

des mühsam sich fortschleppenden Sergeanten starr und steif machte. Dazu fing seine Wunde neuerdings wieder an heftig zu schmerzen. Die feindliche Kugel war ihm oberhalb dem Knie des linken Fußes durch das Fleisch gedrungen, hatte dieses zerrissen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch den Knochen bedeutend verletzt. Im Anfange hatte dieselbe sehr stark geblutet und der große Blutverlust hatte den Sergeanten besinnungslos gemacht. Nachher aber hatte er nur noch unbedeutende Schmerzen verspürt und war nur darum liegen geblieben, damit ihn die siegreich vorrückenden Deutschen ebenfalls für todt halten und er nicht in Gefangenschaft gerathen würde. Durch die große Kälte wurden jetzt aber seine Schmerzen von Viertelstunde zu Viertelstunde größer. „O mon Dieu! mon Dieu!“ seufzte der Sergeant, „gibt es denn keine Erlösung?“ Er sank auf's Neue wie todt in den Schnee und wäre da unzweifelhaft liegen geblieben, bis auch ihn des Todes kalte Hand ergriffen hätte, wenn nicht eben um diese Zeit ein mit zwei Pferden bespannter Bauernwagen des Weges gekommen wäre. Der Fuhrmann, ein junger, französischer Bauer, war von einer deutschen Streifpatrouille verfolgt worden und nur seine zwei feurigen bretonischen Pferde hatten ihm das Leben gerettet. Da er aber nicht nach seinem Dorf zurückkehren konnte, schlug er den Weg nach Pontarlier ein. Er sah den verwundeten Landsmann, stieg ab und half diesem auf den Leiterwagen. Bei der nächsten französischen Sanitätskolonne gab der Bauer seinen Passagier ab. Mit dieser kam der verwundete Sergeant über die Grenze der Schweiz und wurde nach St. Gallen internirt.

Hier mußte er sofort in das Militärspital gebracht werden, da seine Wunde durch schlechte Pflege, Kälte und Mangel an Nahrung sich sehr verschlimmert hatte. Der ganze Fuß war fürchterlich aufgeschwollen und die Aerzte sahen sich gezwungen, denselben zu amputiren. Das hätte aber schon manchen Tag früher geschehen sollen. Der Brand hatte unterdessen so um sich gegriffen, daß die Aerzte den Sergeanten verloren gaben. Er wurde allgemein zu den Todeskandidaten gezählt.

Wenige Wochen vor der Ankunft der Internirten war ein junges französisches Mädchen

als Flüchtling nach St. Gallen gekommen. Sie nannte sich Angeline Bernot. Ihr Vater war Maire eines Dorfes bei Gravelotte gewesen, wurde aber von den Preußen mit noch zehn andern Personen aus dem Dorf standrechtlich erschossen, weil zur Zeit der Schlacht bei Gravelotte in dem Dorfe einige deutsche Soldaten meuchlings umgebracht worden waren. Das Dorf selbst wurde von den Deutschen angezündet und Angelinens Mutter kam dabei mit vielen andern Einwohnern ums Leben. So war also das Mädchen plötzlich zur Waise und zur Bettlerin zugleich geworden. Sie flüchtete sich in die Schweiz und kam nach längerem Umherirren nach St. Gallen.

Hier fand ihr Schicksal viele Theilnahme. Gleichwohl fühlte sie sich sehr unglücklich. Eine tiefe Sehnsucht nach dem heimathlichen Dorf und bange Sorge um den einzigen Bruder, den das schreckliche Schicksal ihr noch gelassen, verfolgten sie immerfort. — Sie hatte auf der ganzen weiten Welt Niemand mehr, den sie lieben konnte, als diesen Bruder, den sie aber kaum kannte. Er war vor manchem Jahr, als sie selbst noch ein kleines Kind war, nach dem Süden Frankreichs gegangen und seither nie mehr heimgekommen. Nur seine Photographie hatte er geschickt, als er als Freiwilliger in den Militärdienst trat, um den eben begonnenen Krieg gegen Deutschland mitzumachen. Von dieser Zeit an hatte sie aber nie mehr etwas von ihm gehört. Ja selbst sein Bild war ihr verloren gegangen, indem es mit all dem Eigenthum ihrer Eltern verbrannte.

Der Gedanke, daß ihr Bruder in dem mörderischen Krieg ebenfalls verwundet worden sein und irgendwo in einem Lazareth liegen könnte, verfolgte sie Tag und Nacht und er war auch der Grund, daß sie sich sofort bei Ankunft der Internirten als Krankenwärterin meldete.

Angeline wünschte, den schwerkranken Sergeanten pflegen zu dürfen. Derselbe lag eben im heftigsten Fieber, als sie in sein Zimmer trat. Er phantasirte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Heimat, mit Erinnerungen an die Jugendzeit. Dabei nannte er oft und mit unendlicher Zärtlichkeit den Namen „Angeline.“

Angeline Bernot horchte erstaunt auf. Galt

das ihr? Wußte der Kranke, wie sie hieß, und waren es nicht Fieberphantasten, die er aussprach? Erschrocken trat sie näher an das Lager des Sergeanten. Ein Blick in das schmerzverzerrte Gesicht desselben rief in ihr eine schreckliche Ahnung wach. Sie machte Vergleichen zwischen dem Gesicht des Kranken und der Photographie ihres Bruders und fand, trotz aller Entstellung, eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen beiden. „Mein Gott!“ sprach sie entsetzt, „ist es Täuschung oder Wahrheit?“

Sie wollte umkehren und beim Lazaretharzt sich nach dem Namen des Sergeanten erkundigen. Sie hatte daran im Anfang nicht einmal gedacht; nun aber mußte sie wissen, wer der Kranke war; sie fand sonst keine Ruhe mehr. Eben wie sie das Zimmer verlassen wollte, rief der Kranke mit schwacher Stimme „Wasser!“ Sie lief zurück und reichte ihm das Gewünschte. Er trank hastig ein ganzes Glas voll und schlug gleich nachher die Augen auf. Das Fieber schien für den Moment ihn verlassen zu haben. Er staunt sah er in das ihm fremde Gesicht seiner Wärterin. Er schien nachzudenken. Es war, als erwache er aus einem schweren Traum und als wäre das, was er geträumt hatte, zur Wirklichkeit geworden. Er faßte die Hand der Wärterin und sah ihr lange starr in die Augen.

„Angeline!“ sprach er leise, fragend.

Alles vergessend, fiel die Wärterin bei diesem Worte dem Kranken um den Hals. Jetzt war sie von der Richtigkeit ihrer Ahnung überzeugt; sie hatte die Stimme erkannt. Wie eine Erinnerung aus längstvergangenen Tagen hatte das Wort „Angeline“ an ihr Ohr geklungen.

„Bruder! Bruder!“ rief sie in überströmender Freude.

Der Kranke sah aber immer noch zweifelnd in das Gesicht des jungen Mädchens, das seiner leidenschaftlichen Aufregung keinen Zwang mehr auflegte und das bleiche Gesicht des Sergeanten mit Küßen bedeckte.

„Bist Du denn wirklich und wahrhaftig Angeline?“ fragte er.

„Ja Louis, ich bin Deine Schwester! Ich bin Angeline Bernot!“ sprach das Mädchen schluchzend.

„Wie kommst Du aber denn hieher? Wo sind unsere Eltern, Angeline?“

„Todt!“ hauchte Angeline, heftiger weinend.

„Todt?“ wiederholte der Sergeant schauernd.

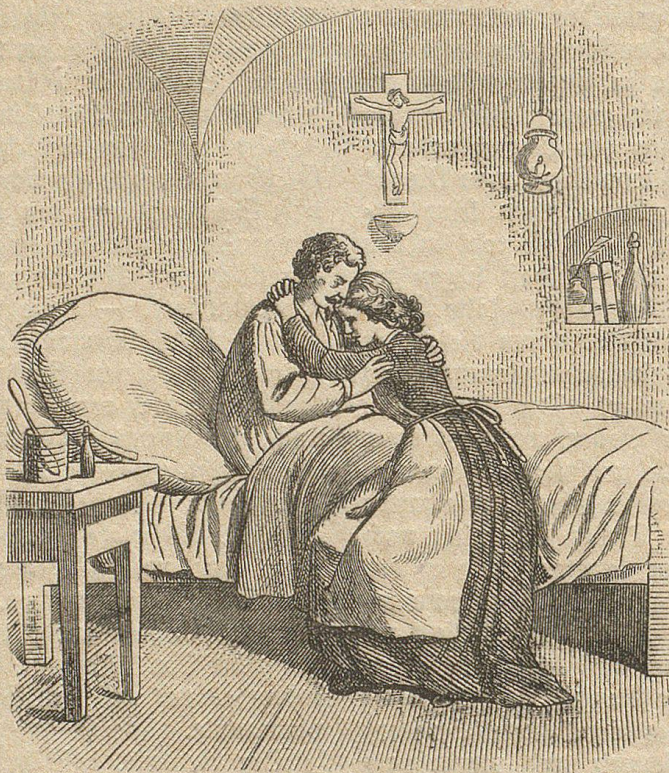
Diese Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck auf den Kranken. Er sank in sein Kissen zurück und lag lange wie leblos.

Angeline war untröstlich.

„Gerechter Gott, ich habe ihn gemordet!“ schrie sie im tiefsten Schmerz laut auf, so daß der eben im nächsten Krankenzimmer weilende Arzt eilig herbeikam.

Es war aber nicht, wie Angeline glaubte, der Sergeant war nicht tod. Eine tiefe Ohnmacht hatte ihn befallen, aus der er aber in einen ziemlich ruhigen Schlaf verfiel und nach mehreren Stunden um Vieles besser erwachte.

Angeline pflegte den Bruder mit aller erdentlichen Sorgfalt und nach vielen Wochen, als der Friede schon geschlossen und die Internirten lange schon wieder nach Frankreich zurückgekehrt waren, reiste auch Sergeant Louis Bernot mit seiner Schwester nach der Heimat zurück, . . . . . freilich als Krüppel, aber reich durch die Liebe Angelinens.



„Alles vergessend fiel die Wärterin bei diesem Worte dem Kranken um den Hals.“